

Die Botschaft
der heiligen Landgräfin
in einem
säkularen Bundesland

Elisabeth von Thüringen – Vorbild im Glauben

Joachim Wanke

Freilich, diese Heilige gehört nicht nur den katholischen Christen. Sie ist eine Heilige der noch ungeteilten Christenheit. Daher ist es erfreulich, dass im Jahr 2007 auch die evangelischen Kirchen und Christen Thüringens das Gedenken an den 800. Geburtstag der heiligen Elisabeth, der Patronin des Bistums Erfurt, mit vielen Veranstaltungen und Gottesdiensten begehen werden. Am 18. November, dem Vorabend ihres liturgischen Festes, wurde von allen Thüringer Kirchtürmen in ökumenischer Verbundenheit ihr Gedenkjahr festlich eingeläutet. Die alten Vorbehalte evangelischer Christen gegenüber der katholischen Heiligenverehrung sind gottlob heute weithin entschärft. Auch der katholische Glaube bekennt eindeutig, dass Heilige niemals Erlösungsmittler im eigentlichen Sinne sein können. Heilige sind in Gott vollendete Menschen, helfende Vorbilder im Glauben, im Hoffen, in der Gottes- und Nächstenliebe. Sie sind exemplarisch geglückte christliche Existenz in je ihrer Zeit und erinnern uns daran, dass auch wir zur Heiligkeit gerufen sind – selbst wenn wir vermutlich nicht in den Heiligenkalender aufgenommen werden! Strittig bleibt zwischen den Konfessionen, ob man die Heiligen um Fürbitte anrufen kann, was wir katholischen Christen unbefangen nach alter Tradition tun. Evangelische Christen werden der Heiligen lieber allein im Gebet an Gott oder an Christus gedenken – aber wo sind die Heiligen anders als in der Wirklichkeit Gottes?

Selbst wenn es zwischen den Konfessionen Unterschiede in der Art und Weise

der Heiligenverehrung gibt, so sind diese nicht kirchentrennend. In dem im Jahr 2000 veröffentlichten Dokument evangelischer und katholischer Theologen *Communio sanctorum – Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen* heißt es: „Die Heiligenverehrung weist alle Formen und Weisen menschlich-konkreter Liebe auf und ist damit stets zeit- und kulturverhaftet. Sie wird in den Kirchen auf sehr unterschiedliche Weise verwirklicht. Deshalb kann ihre Form weder für alle Christen verpflichtend gemacht noch von partikularen Traditionen aus grundsätzlich infrage gestellt werden“ (Nummer 245). Papst Johannes Paul II. hat, als er im Jubiläumsjahr 2000 die Märtyrer der Neuzeit hervorhob, immer auch mit Hochachtung und Verehrung auf die Blutzügel der evangelischen Christenheit hingewiesen. Man kann sagen: Die Heiligen sind ein Geschenk für die Ökumene. Das wird sich auch beim Gedenken an die heilige Elisabeth in den kommenden Monaten zeigen.

In den Biografien der Heiligen begegnen befremdliche Dinge. Reinhold Schneider hat das in seinem Essay *Elisabeth von Thüringen*, der 1997 mit einem Vorwort von Bernhard Vogel im Insel Verlag neu aufgelegt wurde, betont: „Sie ist eine in gewisser Hinsicht befremdende, bestürzende Existenz“ (Seite 14). Man muss Elisabeth zunächst einmal in ihrer Fremdheit stehen lassen. Manches kann man nur verstehen, wenn man einen Zugang zu den Frömmigkeitsformen jener Zeit findet, etwa zur speziellen Frauenfrömmigkeit der Beginen oder zu dem Armutsideal des

heiligen Franziskus und seiner Ordensbewegung. Doch selbst wenn man solche Verstehenshilfen in Anspruch nimmt: Es bleibt ein harter Kern an Fremdheit, der sich nicht allein aus der jeweiligen Zeit erklären lässt. In jeder Heiligenbiografie, ja in jedem wirklich authentisch christlichen Leben zeigt sich, dass hier jemand aus einem überzeitlichen Horizont heraus, aus dem Gotteshorizont heraus sein Leben und damit seine Zeit prägt. Elisabeth ist letztlich nur zu verstehen, wenn man ihre Christusfrömmigkeit als Quellgrund ihrer Menschenliebe zu würdigen weiß.

Eine Botschaft für Nichtchristen?

Gedenkjahre christlicher Persönlichkeiten wie etwa Johann Sebastian Bach (2000), Martin Luther (2001), Meister Eckardt (2003), Bonifatius (2004) finden in Thüringen durchaus auch das Interesse der nichtchristlichen Öffentlichkeit. Es ist also nicht verwunderlich, dass das Programm des Elisabeth-Gedenkjahres reich gefüllt ist, nicht nur durch kirchliche Beiträge. Wie mögen Menschen, die keinen inneren Zugang zum christlichen Glauben haben, das kurze Leben dieser Frau bewerten?

Das Buch des Soziologen Gerhard Schulze *Die Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde* liest sich als Loblied auf die „Moral der Selbstentfaltung“. In scharfer Kontraststellung, ja geradezu in einer Karikatur christlicher Moralvorstellungen preist Schulze als Alternative den Willen zum selbstbestimmten „schönen“ Leben. Es sei für den Westen und seine Wertvorstellungen wichtig, das Augenmerk auf das Privatleben zu lenken und es als Quelle des Selbstbewusstseins zu erschließen. Das Leben dürfe kein „Vorspiel“ sein, wie für den mittelalterlichen Menschen, sondern dieses irdische Leben müsse die Hauptsache bleiben, die sinngebende Größe schlechthin. Schulze predigt sicher nicht einfach einen primitiven Hedonismus. Es geht ihm um Selbstentfaltung, um Steigerung des Lebensgenusses, und

dazu gehört nach ihm durchaus Verantwortung, unter Umständen auch der Verzicht und die Selbstbegrenzung – aber eben um einer gesteigerten Selbsterfahrung willen. Sicher: Schulze weiß auch, dass es nicht einfach ist, noch Wünsche zu haben, wenn man sich alle erfüllen kann. Schulze kann die Paradoxien und Ungeheimheiten des modernen Lebens sehr amüsant beschreiben. Doch bleibt es dabei: Für ihn kann nur der Mensch selbst die einzige Quelle einer Ethik der Moderne sein, alles andere sei Fremdbestimmung und führe in falsche Abhängigkeit sowie zu Fanatismus und Gewalt gegen andere. Der Verdacht eines latenten Fundamentalismus gegenüber einer sich christlich verstehenden Lebensführung wird heute häufig geäußert.

Ob dieser Autor etwas mit dem Leben der heiligen Elisabeth anfangen kann? Wer Elisabeth von Thüringen ehren und ihrer gedenken will, muss die ganze Elisabeth in den Blick nehmen. Und dazu gehört nicht nur ihre barmherzige Zuwendung zu den Armen und Kranken, dazu gehören nicht nur ihr Ausbrechen aus Standesschranken und ihre Kritik an der Ungerechtigkeit damaliger gesellschaftlicher Verhältnisse – dazu gehört auch ihr Leben in einer durchhaltenden, tragenden Gottesgegenwart, in einer intensiven Christusfrömmigkeit. Die entsprechenden Hinweise in ihrer Biografie sind eindeutig belegt. Ob Gerhard Schulze das Leben der heiligen Elisabeth als gelungenes, als „geglücktes Leben“ ansehen könnte? Vermutlich eher nicht. Und viele Zeitgenossen, die keinen Zugang zur Gotteswirklichkeit haben, werden wohl mit einem gewissen Bedauern auf das kurze Leben dieser jungen Frau schauen und sich denken: Sie hat ja nichts vom Leben gehabt. Eigentlich schade um dieses Leben! Sie hätte mehr an sich als an andere denken sollen!

Das säkulare Denken der Gegenwart wird mit herausgefordert: Wie kann das

gehen – sich innerlich vollständig an Gott zu binden und dabei frei zu werden? Wie ist das möglich – nicht vordergründig nach sich und seinen Lebenswünschen zu fragen und dennoch froh und glücklich zu sein? Elisabeths Biografie wirft die Frage auf, aus welchen Quellen sich das Selbstverständnis des Menschen letztlich speist. Es gibt scheinbar doch mehr als nur diese Alternative: Fremdbestimmung versus Selbstbestimmung; von außen aufgezwungene Moral versus „Ethik der Selbstentfaltung“. Es gibt offensichtlich ein Leben, das gerade durch seine Gottesberührung in seiner Vitalität, in seiner Intensität und Liebeshwürdigkeit gesteigert werden kann. Elisabeths Biografie gibt zu erkennen: „Mit dem zweiten Auge“, dem religiösen Auge, „sieht man mehr“, als man denkt.

Der Umgang mit agnostischen Zeitgenossen kann eine Haltung lehren, die sowohl von eigener religiöser Entschiedenheit als auch gleichzeitig von Respekt vor dem nicht glaubenden Mitmenschen und seinen Überzeugungen geprägt ist. Vielleicht bringt ein Wort, das Mutter Theresa zugeschrieben wird, es auf den Punkt: „Sprich nie mit einem anderen über deinen Glauben, wenn du nicht gefragt wirst. Aber lebe so, dass du gefragt wirst!“

Glaubende haben Gott nicht zur Verfügung wie einen Markenartikel. Sie können freilich durch ihre Lebensführung andere auf das Gottesgeheimnis hinweisen, aus dem sie selbst Hoffnung und Kraft schöpfen. Ein solches Lebenszeugnis, das für andere zum Anlass des Fragens, des Nachdenkens wird, braucht geistliche Wachsamkeit, eine Offenheit für Gottes Anwesenheit im Alltäglichen. Das postchristliche Thüringen braucht Gott suchende Menschen. Gott liegt wahrlich nicht auf den Ramschtischen unserer Warenhäuser herum. Er ist kein Billigprodukt. Er ist vielmehr anspruchsvoll. Er ist der ganz andere. Er kann durchaus verunsichern. Er führt auf un-

gewohntes Terrain. Aber er führt ins Weite. Er lässt Grenzen überschreiten. Er vermag zu heilen bis in die Wurzel unserer Existenz. „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir!“, so betet der Psalmist. Psalm 63 ist ein Text, der auch Zweiflern und Agnostikern etwas sagen kann. Unter den Christen muss das Grundwasser der Gottessehnsucht steigen. Dann kann vieles auch in diesem säkularen Land wieder religiös wachsen und zum Blühen kommen.

Aus der Sicht eines Bischofs und Seelsorgers bietet das kommende Gedenkjahr eine große Chance. Denn wer sich dieser großen Heiligen unvoreingenommen und offen nähert, nähert sich Gott. Darum kann das zentrale Anliegen dieses Jahres auf die Formel gebracht werden: Elisabeth so in den Blick rücken, dass wir und möglichst viele andere in unserem Freistaat an ihrem Lebenszeugnis tiefer begreifen, wie sehr der Gottesglaube eine Gabe, eine Herausforderung zu gelingendem Leben ist. An dieser Gestalt kann buchstabiert werden, dass Menschenfreundlichkeit und Gottesliebe untrennbar zusammengehören. In einer Welt, in der religiös motivierter Terror Angst und Schrecken verbreitet, ist diese Einsicht sehr aktuell.

Unsere Gesellschaft braucht mehr als Gerechtigkeit. So notwendig diese auch ist – auf dem Fundament der Gerechtigkeit braucht unser gesellschaftliches Haus auch Barmherzigkeit und Solidarität für jene, die allein nicht mit dem Leben zurechtkommen. Gerade im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen gilt es, der gesellschaftlich anzutreffenden Kälte zu widerstehen und Räume zu bewahren und auszubauen, in denen der Mensch Zuwendung und Wärme empfangen kann. Hier öffnet sich auch ein weites Feld der Zusammenarbeit von Christen und Nichtchristen für ein Thüringen „mit Herz“, ganz im Sinne der heiligen Elisabeth.